

[Review/Daniel Zimmel]

John Willinsky: The access principle. Cambridge, Mass. [u.a.] : MIT Press , 2006. XV,287 S. (Digital libraries and electronic publishing) ISBN 0-262-23242-1

Der Rahmen ist schnell abgesteckt: die bisherige Wissensvermittlung über den Zeitschriftenmarkt funktioniert schon lange nicht mehr reibungslos, Bibliotheken bestellen mangels finanzieller Mittel massenhaft Titel ab. Die Tatsache ist hinlänglich bekannt, und Open Access ist mittlerweile mehr als nur der Schlachtruf einer Handvoll Rebellen. Spätestens seitdem es einige Zeitschriften wie PLOS Biology in kurzer Zeit auf höchste Impact-Faktoren geschafft haben, und Verlage mit eigenen Modellen experimentieren (z.B. Springer Open Choice), ist Open Access im Alltag angekommen.

„The problem is the authors“, heißt es an einer Stelle, und wenn dieses Zitat auch etwas aus dem Zusammenhang gerissen sein mag, so zieht es sich doch wie ein roter Faden durch das gesamte Buch. An mangelnden technischen Möglichkeiten liegt es jedenfalls nicht, warum die Umsetzung von Open Access in manchen Disziplinen bisher nur sehr langsam voranschreitet: ohne überzeugte Wissenschaftler wird es dabei bleiben. In Willinskys Buch „The Access Principle“ finden sie gleich mehrere Argumente für eine offenere Wissensniederlegung. Der Autor teilt es in thematische Kapitel auf (z.B. „Impact“, „Copyright“, „Economics“), was dem auch sonst kompakten Buch einen äußerst übersichtlichen Rahmen gibt.

Dass das traditionelle Verlagsmodell bis heute so stark ist, liegt natürlich an der großen Bedeutung der Zeitschriften und insbesondere des Peer-Review-Verfahrens für die jeweilige Profession. Alternative Formen, bei denen eine Prüfung der wissenschaftlichen Qualität nicht mehr allein durch klassisches Peer Review stattfindet, sondern z.B. durch Diskussionen im Netz, funktionieren entweder in kleinen Nischen, oder aber sie werden mangels öffentlicher Beteiligung gleich wieder eingestellt (aktuelles Beispiel im Dezember 2006: Nature Open Peer Review). Dies ist mitnichten ein Zeichen für ein Nicht-Funktionieren alternativer Begutachtungsmodelle, sondern nur für die Trägheit des bisherigen Systems. Etablierte Zeitschriften werden nicht verschwinden, denn um sie herum kreisen die Wissenschaftler und dort wird publiziert. 60% der im Science Citation Index ausgewerteten Literatur sind in der Hand von drei Wissenschaftsverlagen, und jedes Jahr dürfen sich die Bibliotheken auf mehr oder weniger intransparente Preissteigerungen freuen.

Willinsky hält dieses System für „schrecklich ineffizient“; die Verlage halten einerseits eine komplexe Print-Infrastruktur aufrecht, und administrieren gleichzeitig ihre elektronischen Zeitschriften—wenngleich dies bei weitem weniger aufwändig sein dürfte. Gleichzeitig wird ein Großteil der Öffentlichkeit (und sogar Wissenschaftler) von publizierten Forschungsergebnissen ausgeschlossen.

Willinsky akzeptiert, dass eine lange Publikationsliste in der Realität ein relevantes (wenn auch umstrittenes) Kriterium zur Messung der wissenschaftlichen Leistung ist, und macht den Versuch, diese Tatsache in ein geradezu unschlagbares Argument pro Open Access zu verwandeln: wenn zusätzlich die Zitierung als ausschlaggebendes Kriterium zählt, kann es eigentlich nur verwundern, warum nicht mehr Autoren ihre Aufsätze open access publizieren oder sich zumindest eine solche Form zusätzlich vorbehalten. Denn welchen Wert hat es, in einer Zeitschrift zu erscheinen, die in der eigenen Bibliothek vielleicht nicht abonniert wird, weil sie zu teuer ist? Willinsky legt viel Gewicht in sein Argument des „Impact“ von frei zugänglicher Literatur, es kommt gleich in mehreren Kapiteln vor, und es ist insofern geschickt, da es direkt auf die Motivation der Wissenschaftler zielt, für ihre Artikel eine möglichst hohe Sichtbarkeit zu gewährleisten. Frei verfügbare, geprüfte Literatur erhöht nicht nur seiner Ansicht nach (Willinsky verweist auf weitere Studien) diese Sichtbarkeit, die Popularität und die Zitierungshäufigkeit.

Dass dabei das Urheberrecht des Autors gerade nicht außer Kraft gesetzt, sondern im Hinblick auf einen gerechten Ausgleich zwischen öffentlichem Interesse und Urheberinteresse mit Bedacht eingesetzt wird, sollte spätestens mit der stetigen Popularisierung der Creative-Commons-Lizenzen einleuchten. Zu oft fungiere das Copyright nurmehr als Verwertungsrecht der Verlage, ein Mechanismus, der nicht mehr viel mit dem eigentlichen Schutz der Urheberinteressen zu tun hat. Immerhin räumt mittlerweile eine respektable Anzahl von Verlagen ihren Autoren ein, eine alternative Version ihrer Aufsätze auf e-print-Servern einzustellen: eine Konzession an die sich wandelnde Publikationsrealität.

Auch die Fachgesellschaften sollten ein natürliches Interesse an Open Access haben, meint Willinsky. Ganz konkret wird das in der Mitte des Buches („Cooperative“) das Digitalisierungsprojekt JSTOR dient dem Autoren als Beispiel, wie eine Art der Kooperation bereits funktioniert. Zahlreiche Bibliotheken abonnieren den Zugang zu den Backfiles, während die Verlage die aktuellen Ausgaben ihrer Zeitschriften ganz normal vertreiben, bis sie dann je nach Vereinbarung via JSTOR archiviert werden. Das geschieht zwar nicht open access, aber Willinsky nimmt es als Anlass, darüber nachzudenken, wie man ein ähnliches Open-Access-Kooperationsmodell umsetzen könnte. Statt Subskriptionsgebühren könnten die Bibliotheken für eine solche Publikationsplattform Mitgliedsgebühren zahlen. Publikation und Archivierung lägen in einer Hand. Das auch hier angeführte Beispiel der sogenannten ‚tragedy of the commons‘ mit seiner Freerider-Problematik—verkürzt: warum für etwas zahlen, was ich auch umsonst haben kann—spielt in der digitalen Welt letztlich keine große Rolle; ist ein immaterielles Gut (wie ein digitaler Zeitschriftenaufsatz)

erst einmal grundfinanziert, ist es letztlich egal, wie viele weitere Personen ihn benutzen: für seine Verbreitung sind keine weiteren Ressourcen notwendig als das Netz. Dass dies in anderen Bereichen funktioniert, zeigt die lange Geschichte von freier Software (deren Produktion auch nicht gerade wenig kostenaufwändig ist), Willinsky nennt u.a. das erfolgreiche, institutionell finanzierte Dspace-Projekt.

Freilich bleibt dies nur ein mögliches Modell; andere existieren längst, und das mit Erfolg.

Ein oft benutztes Gegenargument zu Open Access bezieht sich auf die Kosten. Das herkömmliche Verlagsmodell sichere schließlich die Wirtschaftlichkeit und effiziente Verbreitung von Literatur, deren Aufbereitung nicht für umsonst zu haben sei. Einmal abgesehen von der Frage, ob man deutlich sichtbare Monopolisierungstendenzen auf dem Zeitschriftensektor als funktionierenden Markt bezeichnen sollte, leisten die Verlage in ihrer Gesamtheit hier selbstverständlich einen wichtigen Beitrag. Doch der maßgebliche Faktor für den Auftrieb des Open-Access-Gedankens ist ja gerade, dass wir heute mit dem Netz weitaus effizientere Distributionskanäle besitzen, als es die Print-Journals je sein konnten. Willinsky hält es aus dieser Perspektive geradezu verwerflich, das publizierte Wissen nicht auf Abruf jedem bereit zu stellen, der es benötigt. Die Hürden und Barrieren auf dem Weg zu verschlossener Literatur sind ebenso zahlreich wie unnötig.

Natürlich ist Open Access nicht kostenlos zu haben, aber das ist auch in Willinskys Argumentation nicht der Punkt. Es geht nicht primär darum, den Bibliotheken ihre Zeitschriftenkrise wegzuzaubern (wenngleich es natürlich ein motivierender Nebeneffekt bleibt), sondern um die möglichst umfassende und barrierefreie Dokumentation des wissenschaftlichen Outputs.

Zwar bleibt er mit Kalkulationen vorsichtig, weist aber auf Modelle hin, die erfolgreich eine ordentliche Publikation sicherstellen, sei es mit Author Charges oder als teilsubventionierte Projekte. Als sicher kann gelten, dass e-only-Modelle bei weitem weniger Geld verschlingen als es die großen Verlage zugeben möchten.

Des weiteren wirft Willinsky auch einen Blick auf den sich stetig vergrößernden ‚information gap‘, auf die Wissenslücken zwischen der sog. entwickelten Welt und dem Rest. Für uns mag es keine allzu große Rolle spielen, wenn die letzte Ausgabe der Chemical Abstracts an der Universität im indischen Bangalore 25 Jahre alt ist, weil keine Mittel dafür zur Verfügung stehen. Aus Sicht der wissenschaftlichen Rezeption und Entwicklung ist es allerdings schon bedenklich, wenn hier der Anschluss schon lange verloren ist—da helfen auch gut gemeinte Initiativen der Verlage wenig, ihre Online-Ausgaben teilweise kostenfrei zur Verfügung zu stellen.

Ein weiteres Argument ist für den Autoren die Tatsache, dass eine informierte Öffentlichkeit auch Zugriff auf Quellen braucht, ohne dabei große Hürden überwinden zu müssen. Dass der normale Bürger vielleicht wenig mit hochspezialisierter wissenschaftlicher Literatur anfangen können mag, ist für ihn gar nicht das Thema. Er geht aus von einem „basic right to know“. Die Wissenschaft sei kein isolierter Raum, sondern auch immer abhängig und meistens natürlich auch finanziert von der jeweiligen Öffentlichkeit. Dieser den einfachen Zugang zu ihren Ergebnissen zu ermöglichen, sollte eigentlich ein ganz selbstverständlicher Vorgang sein.

Ausflüge in die historische Entwicklung der wissenschaftlichen Zeitschriften oder das sich ändernde Leseverhalten in einer zunehmend digitalisierten Welt sind Nebenkapiel, die zwar zur eigentlichen Argumentation wenig beitragen, jedoch durchaus von Interesse sind.

Wer die Diskussion in den letzten Jahren verfolgt hat, wird dem Buch nicht viel neues abgewinnen können. Dennoch hat es auch hier seinen Wert, denn es liefert die bislang ausführlichste Begründung des Open-Access-Gedankens.

Ob der manchmal arg phrasierende Stil (Beispiele a la „the one ray of light and hope“, „vital to the well-being of humanity“ finden sich genug) die Argumentation voranbringt, mag Geschmackssache sein. Anlasten darf man dem Autor die Entscheidung, sein Buch nicht unter eine liberale Creative-Commons-Lizenz gestellt zu haben, so dass der offizielle Weg über die Verlagshomepage dem Leser eine Kurzregistrierung auferlegt und keinerlei Verbreitung erlaubt. Dennoch, der Text ist immerhin kostenfrei im Netz verfügbar, was im entgegengesetzten Falle angesichts der durchgängigen Argumentation pro Open Access freilich auch seltsam angemutet hätte.


Die Frage ist nicht, wie sich die Arbeit der Verlage ersetzen lässt. Die Frage ist, wie die Barrieren vor einem grundlegenden freien Zugang zu wissenschaftlicher Literatur abgebaut werden können.

Dem klaren Aufbau des Buches entsprechend schnürt Willinsky uns ein Paket, in welches er ganz konkret zehn Möglichkeiten packt, wie der offene Zugriff zu erreichen ist. Seine „10 Flavors of Open Access“ sind übersichtlich, klar, einleuchtend, und eine praktische Handreichung, ohne den skeptischen Leser mit einer allzu ideologischen Sichtweise zu vergraulen. Für dessen Durchsetzung brauchen wir heute keine weiteren Millionenprojekte. Die technischen Möglichkeiten sind längst da. Wir müssen sie nur benutzen.

---

Daniel Zimmel, Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern, Bonn <zimmel@coll.mpg.de>

Stand: 2007-01-18

Lizenz:  <http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/>